

Zeitschrift: Verhandlungen des Schweizerischen Armenerziehervereins
Herausgeber: Schweizerischer Armenerzieherverein
Band: 39 (1921)

Artikel: Vom Sinn der Sozialen Arbeit
Autor: Hanselmann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sinn der Sozialen Arbeit.

Von Dr. H. Hanselmann, Zentralsekretär Pro Juventute.

Wenn ich mir, der freundlichen Einladung Ihres Vorstandes Folge leistend, vorgenommen habe, heute zu Ihnen vom Sinn der sozialen Arbeit zu sprechen, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich an Ihre Aufmerksamkeit große Anforderungen stellen muß. Vielleicht auch hat Sie beim Lesen des Themas die Frage bewegt, ob es denn wirklich notwendig sei, solche theoretische Probleme gerade vor Ihnen zu erörtern, ob nicht mit mehr Gewinn rein praktische Fragen besprochen würden, etwa: Welche Aufgaben stellt die heutige Zeit an den Hausvater und an die Hausmutter?

Gerade diese Frage aber ist es, welche auch ich meinen heutigen Betrachtungen zugrunde legen will, wenn auch in ihrer allgemeinsten Form. Ich habe dabei die Meinung, daß die nachfolgende freie Aussprache genügend Gelegenheit geben wird, auf einzelne Unterfragen einzugehen.

Wenn ich den Geist der Zeit recht zu deuten vermag, so muß ich in ihm einen mächtigen Feind der sozialen Arbeit, insbesondere der Fürsorgearbeit an Schwachen und Verwahrlosten, erkennen. Vom Zeitgeiste also wollen wir reden. Denn dieser Zeitgeist macht nicht Halt vor den Toren Ihrer Anstalten, er dringt auf offenen und heimlichen Wegen ein, macht Ihre Mitarbeiter unsicher und schwankend. Ja, Sie selbst sind nicht immer vor ihm gefeit, wenn er im gleißenden Prunkgewande der verschiedenen wissenschaftlichen Theorien und in Schlagworten in besonders schweren Sorgenstunden Euch wie eine Versuchung die Frage einflüstert: Was für einen Sinn hat denn diese mühevolle Arbeit heute noch? Was nützt sie denn? Lohnt der Erfolg den Kraftaufwand?

So versucht uns der Zeitgeist mit Zweifeln und Fragen und beunruhigt Hauseltern, Erzieher und Zöglinge. Darum erscheint es mir Pflicht, daß wir uns mit ihm einmal auseinandersetzen, statt ihm aus Ängstlichkeit oder gar in trügerischer Selbstsicherheit auszuweichen. —

Wo jetzt Zwei oder Drei zusammenstehen, da schimpfen sie über die Schlechtigkeit der heutigen Welt. Wir hören es in politischen und unpolitischen Versammlungen, wir lesen es in den Zeitungen aller Lager: Die heutige Welt ist schlecht und darum in allen Hinsichten verbesserungsbedürftig. Und man kargt nicht mit Reformplänen aller Art! Aber so verschieden sie in ihren letzten Forderungen auch sein mögen, in einem Punkte stimmen sie alle miteinander überein: Eine politische Partei beschwört die andere, die soziale Pflicht zu tun; die Zeitungen reden ebenfalls immer von den Andern, die sich bessern sollten, die Leitartikel zählen alles das auf, was Andere nicht tun sollten, wofür sie selbst jedoch im Inseratenteil so eifrig und auffällig Propaganda machen.

Halten wir diese eine Erscheinung fest: Man verlangt immer zuerst vom Andern, daß er sich bessert.

Ein anderes, erfreulicheres Merkmal des heutigen Tagesgespräches von der schlechten Welt ist, daß denen, die klagen, etwas Besseres vorschweben muß. Denn man kann nichts klein und schlecht nennen, ohne im Vergleich dazu etwas Großes und Gutes sich vorzustellen. Unsere so eifrig gelästerte Zeit muß uns also auch etwas Großes gezeigt haben.

Wenn an dem furchtbaren Weltkrieg, der ja bis zum äußerlichen Ende nun durchgelitten ist, ein Erlebnis hehr und erhaben bleibt trotz allem Entsetzlichen, so ist es das Wieder-Erwachen des Pflichtideals des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft am Anfang des Krieges. Die Männer sind millionenweise dem „Rufe des Vaterlandes“ gefolgt. Aber auch die Frauen haben sich gemeldet in allen kriegsführenden und in den neutralen Ländern: Hier sind wir, was sollen wir tun?

Als ich an jenem 1. Augustabend aus fremdem Lande zur Mobilmachung in die Heimat fuhr, saß mir gegenüber eine jüngere Frau. Langsam tropften die Tränen aus ihren in eine unsichtbare Ferne gerichteten Augen in den Schoß. Ich wollte schweigend ihre Trauer achten, aber sie begann folgendes Gespräch: „Jetzt erst merke ich, wie elend wir Frauen sind. Alle Männer haben eine gemeinsame Pflicht, uns Frauen aber hat man solche Pflichterfüllung am Ganzen vorenthalten.“ Da diese Frau viel gelesen hatte, waren wir mit unseren Betrachtungen bald bei Kant's kategorischem Imperativ, bei Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“, bei Fichte's Forderungen einer „nationalen Erziehung“ angelangt. Diese nationale Erziehung verlangt, daß Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen zur Hingabe an das Ganze fähig und willig gemacht werden sollen. Wenige Jahre nach seinen

„Reden an die deutsche Nation“ wurde bekanntlich in Deutschland die Hälfte jener Forderung in einem bestimmten Sinne erfüllt. Die allgemeine Wehrpflicht wurde eingeführt, zufolge welcher jeder gesunde Mann, wenn es die Not des Vaterlandes erforderte, sein individuelles Sein der Gesamtheit zur Verfügung stellen, ja vielleicht zum Opfer bringen mußte. Aber auch in Friedenszeiten mußte er während eines schönen Teils der wichtigsten Lebenszeit seine persönlichen Interessen und Beschäftigungen aufgeben, nicht selten zu seinem persönlichen Schaden, um eine nach damaligen Begriffen der Allgemeinheit ausschließlich gewidmete Tätigkeit auszuüben.

Diese allgemeine Wehrpflicht ist dann nach und nach in andern Ländern ebenfalls eingeführt worden, zuletzt in England noch während dem Weltkriege.

Warum, das fragte mich jene Frau, hat man damals nicht auch den zweiten Schritt getan und auch von den Frauen eine gemeinsame, sichtbare Pflichtleistung für die Allgemeinheit festgesetzt? Wir wußten damals beide die Antwort auf diese Frage nicht zu geben. Dennoch ist uns beim Abschied wie eine Ahnung, wie eine Vision deutlich klar geworden, daß dieser Krieg die Menschheit um jenen zweiten Schritt voranbringen müsse, daß die Welt reif werden würde für den Gedanken und die allmähliche praktische Verwirklichung einer besseren Auswertung auch der Frauenkraft für die menschliche Gemeinschaft.

Denn das ist gerade das Wunderbare und über alles Erhabene, daß jene Frauenbewegung beim Beginn des Krieges, die ja auch in unserem Lande so mächtige Wirkungen zeigte, nicht nach neuen Rechten und Berechtigungen gerufen hat, sondern daß stürmisch neue Pflichten gefordert wurden.

Was wir beide damals nicht erkannt haben, das ist, daß jener Pflichtgedanke zuletzt weder eine Männerfrage noch eine Frauenfrage, auch nicht eine nationale, sondern eine Angelegenheit der gesamten Menschheit sei. Wir wußten ferner nicht, daß uns der Krieg, der entsetzliche Lehrmeister, erkennen lassen würde, was heute zu unserer festen Überzeugung geworden ist: Die Militärdienstpflicht des Mannes muß erweitert werden zu einer besseren, allgemeinen und speziellen Verpflichtung der Männer und Frauen zu einer Art Volkswohl-Dienstpflicht; d. h. jede Frau und jeder Mann werden, zwar entsprechend ihrer körperlichen und seelischen Eigenart in verschiedener Weise, aber beide zu gleichem Zwecke der Allgemeinheit dienstpflichtig gemacht werden müssen.

Mit dieser Überlegung sind wir nun mitten in das Problem hineingekommen, über das sich in erster Linie gerade alle die Männer und Frauen klar werden müssen, die ihre ganze Schaffenskraft schon jetzt ohne Gesetzeszwang in den Dienst des Wohls der Andern zu stellen sich entschlossen haben. Kein noch so opfermutiger Arbeiter auf dem Gebiete der Fürsorge wird heute davor bewahrt bleiben, daß viele Mitmenschen ernste Bedenken gegen diese seine Ideale geltend machen. Die vielen bitteren Erfahrungen, die notwendig in dieser Arbeit gemacht werden müssen, sind anderseits dazu angetan, in uns selbst kummervolle Zweifel entstehen zu lassen über die Richtigkeit unseres Weges und Zieles. Wir wollen darum unsere Arbeit nicht in blindem Eifer tun; wir wollen und können einer bewußten Untersuchung der Motive, die uns dazu veranlaßt haben, nicht aus dem Wege gehen, aus Bequemlichkeit oder Selbstsicherheit.

Am sichersten und unmittelbarsten führt das religiöse Glaubenserlebnis uns zur sozialen Arbeit, welches im christlichen Bekenntnis bekanntlich lautet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Ich darf dabei nicht zu sagen unterlassen, daß auch andere Religionen mit ähnlicher Unmittelbarkeit Forderungen aufstellen, welche ihre Anhänger zu Hilfeleistungen an Armen, Verlassenen und Kranken gleichsam blindlings verpflichten.

Mit einem religiösen Erlebnis jedoch vermögen wir Andern, die nicht glauben können, nichts zu beweisen. Die Angriffe auf unsere Arbeit werden aber gerade aus nichtreligiösen, aus sogenannt freidenkenden Kreisen gerichtet. Nach meiner Überzeugung nun ist es nicht richtig, solchen „weltlichen“ und wissenschaftlichen Bedenken gegenüber die Ohren zu verschließen, wenn ich auch die glaubensstarken Männer und Frauen, die es dennoch tun, wohl zu begreifen vermag.

Je besser es uns aber gelingt, den Bedenken, die gegen die Fürsorgetätigkeit aus diesen Kreisen erhoben werden, zu begegnen und sie zu entkräften, umso eher gewinnen wir neue Mitarbeiter. Anderseits werden aber gerade jene Bedenken noch auf andere Weise für unsere Sache zum Segen, weil sie uns selbst zur Prüfung unserer eigenen Motive und der Motive anderer sozialer Arbeiter ernsten Anlaß geben. Denn es gibt auch bewußt und unbewußt falsche Beweggründe der Fürsorge und Wohltätigkeit.

Von diesen wollen wir nun zuerst, aber nur kurz handeln.
Füttere den Hungernden, damit er schweigt, kleide den

Frierenden, damit er nicht stiehlt, versorge den Trinker, damit man nicht über ihn stolpert oder von ihm sonstwie belästigt wird, sperre ein Alle, die öffentliches Ärgernis erregen. So und so weiter wird gefordert und man stellt — wenn auch mit saurer Miene — die Mittel zur Verfügung in Form von Armensteuern und freiwilligen Beiträgen an Vereine und Anstalten. Deren Aufgabe wird angesehen als ein Zum-Schweigen-bringen und Aus-dem-Wege-räumen. Die Reihe solcher Motivierungen der sozialen Arbeit ist lang und bunt, sie beginnt bei der schweißtreibenden Angst in den Reichen-Vierteln besonders während politisch unruhigen Zeiten, sie führt über allerhand billige Ästhetereien bis zu jener unverfroren geltend gemachten Selbstsucht, der alles im Wege ist, was nicht dem eigenen Nutzen dient oder einen unangenehmen Anblick bereitet.

Diesen Männern und Frauen, die aus Angst und zur eigenen persönlichen Sicherheit einige Fürsorgearbeit gewähren, ja sie mit Geld unterstützen, gesellen sich nun weit größere Kreise, die aus Mode und Nachahmung Fürsorge treiben. Irgendwie ist es aufgekommen, daß es zum guten Ton gehöre, für arme Leute zu singen, zu tanzen, Tee und Champagner zu trinken. Einzelne geben den Ton an mit Goldstücklein, die größere Zahl ahmt nach mit Silber- und Nickelgeklingel.

Aber nicht nur das Geben für soziale Zwecke, sondern auch das Sozialarbeiten ist Mode geworden. Wenn wir jedoch das Angebot der Kräfte überschauen und von Fall zu Fall prüfen, so fällt uns bald auf, daß mit dem Angebot fast immer mehr oder weniger offen die Bedingung verknüpft ist, man möchte diesen Damen und Herren eine Demonstriergelegenheit verschaffen. Ich habe so oft Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß man in Handschuhen nicht sozial arbeiten kann. Nicht selten melden sich Damen mit dem Wunsch: Ich möchte auch ein bißchen etwas sozial arbeiten. Wenn ich frage, wieso und wärum denn? dann lautet die erstaunte Antwort: Ja, man muß doch halt auch ein bißchen. :-

Dies also wäre der Ausklang jener großen Erhebung bei Ausbruch des Krieges, jener Wiedergeburt des Pflichtideals? Es ist meines Erachtens für alle, denen es Ernst ist mit der sozialen Arbeit, ein Gebot des Gewissens, mit Würde zwar, aber sehr bestimmt, solche Verfälschung des Ideals abzulehnen.

Dieser Verrat an der guten Sache, der sich mit Geldgeklingel hochmütig selbst zu übertönen sucht, schadet ihr

vielleicht mehr, als unsere offenen Widersacher, von denen wir jetzt zu reden haben. — Ich möchte sie einteilen in naturwissenschaftliche, psychologische und soziologische Gegner.

Die sog. naturwissenschaftlich Gebildeten sagen: Eure Fürsorge richtet sich gegen ein Naturgesetz: Es hat keinen Sinn, das Schwache, das körperlich oder seelisch Untüchtige künstlich aufpäppeln zu wollen. Die Natur scheidet alles Un gesunde von selbst aus durch das Gesetz vom Kampf ums Dasein, welches bekanntlich von Darwin in die Wissenschaft eingeführt wurde. Diese Darwinisten treten immer wieder auf den Plan und nützen jeden Mißerfolg unserer Arbeit geschickt aus. Wenn z. B. ein Zögling einer Erziehungsanstalt rückfällig wird und irgend ein Übel anrichtet, erklären sie mit verächtlicher Gebärde, daß dieser Rückfall vorauszusehen gewesen sei und daß die Welt hätte vor einem Schaden mehr bewahrt werden können, wäre man naturwissenschaftlich vorgegangen. Und dieses Vorgehen bestehe darin, daß ein körperlich oder sittlich Minderwertiger, ein sogenannter Anormaler, für immer von der freien menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und in eine Bewahranstalt eingeschlossen werden müsse. Die Radikaleren unter ihnen wären sogar nicht abgeneigt, der Natur, so wie sie sie verstehen, ein wenig unter die Arme zu greifen und auf vermeintlich humane Weise mit dem elektrischen Stuhl oder einer Dosis Gift jenem natürlichen Ausscheidungsprozeß etwas nachzuhelfen. — Solcher, zwar wissenschaftlich verbrämter, aber nichts desto weniger raubtierhaften Gesinnung begegnen wir immer wieder, sogar in den Zeitungen immer dann, wenn ein Mißerfolg in der Fürsorge die breitere Öffentlichkeit beschäftigt. Es nützt uns wenig, wenn wir nachträglich den Nachweis versuchen, daß die Erfolge unserer Arbeit weit zahlreicher sind, die Zeitungen berichten ja gewöhnlich nicht über die Erfolge. Jene Radikalisten der Naturwissenschaft schaden unserer Sache mehr, als wir vielleicht glauben, sie erschweren uns die Geldbeschaffung. Sie wecken in weiten Kreisen ernstliche Zweifel über den Nutzen solcher Erziehungs- und Fürsorgearbeit. Wir müssen ihnen darum begegnen und wir sind ja auch imstande, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, nämlich mit dem Darwinismus selbst. Wohl hat Darwin den „Kampf ums Dasein“ als ein Entwicklungsprinzip im Tierleben in die Wissenschaft eingeführt. Seine Nachfolger haben dann versucht, alle Einzelbeobachtungen im Leben der Tiere und Menschen auf dieses vermeintliche Grundgesetz der natürlichen Auslese, des Sieges des Stärkeren über den Schwachen, der Anpassung

an die Umgebung u. s. w. zurückzuführen, ja zuletzt auch allen geistigen Fortschritt der Menschen mit jenem Grundgesetz zu erklären. Sie haben dabei merkwürdigerweise recht lange übersehen, daß gerade Darwin selbst vor einem solchen Irrtum ausdrücklich gewarnt hat. In seiner Abhandlung über „Die Abstammung des Menschen“ legt er dar, daß der „Kampf ums Dasein“, jener Kampf auf Leben und Tod zwischen den Einzelwesen um die Erreichung der Existenzmittel, sehr früh in der Entwicklungsgeschichte des Tieres und der Menschen verschwindet und ersetzt wird durch sein Gegenteil, nämlich ein planmäßiges „Zusammenwirken“ der einzelnen Individuen. Dieses Prinzip der gegenseitigen Hilfe führt schließlich nach Darwin allein zu jener Entwicklungsstufe der geistigen und moralischen Fähigkeiten, welche den Menschen die besten Bedingungen für Existenz und Fortpflanzung sichert. Er betont mehrfach, daß weder die körperlich stärksten, noch die listigsten Einzelwesen die am meisten geeigneten seien. Es sind im Gegenteil immer diejenigen, die Neigung haben, sich so zusammen zu tun und zu verbinden, daß sie sich, ob einzeln stark oder schwach, gegenseitig unterstützen und so das Wohl ihrer Gemeinschaft fördern. — Wir haben die Pflicht, bei jeder Gelegenheit jene Einseitigkeit im Darwinismus der Darwinisten abzulehnen mit dem Hinweis auf Darwin selbst. — Als Forel einen Sack voll Ameisen auf einer Wiese ausschüttete, beobachtete er, daß die viel größeren Grillen aus ihren Löchern entflohen. Die Heuschrecken hüpften ebenfalls in allen Richtungen davon; die Spinnen und Käfer aller Art ließen sogar ihre Beute im Stich, um nicht selbst zur Beute zu werden. Selbst Wespenester wurden samt ihren Bewohnern nach einer Schlacht, in der zwar hunderte von Ameisen für das Gemeinwohl untergingen, einfach erwürgt. Die Stärke der Ameisen beruht also in ihrem gegenseitigen Beistand. Ohne irgend eine schützende Anpassung oder besondere Waffen zu haben, stehen sie mit ihren Gemeinschaftsleistungen an der Spitze der Insekten. Ihre Feinde sind zahlreich und doch haben sie sich in größter Verbreitung erhalten können, weil sie „zusammenhalten“, sich gegenseitig helfen. Auch bei den höheren Tieren finden wir, wenn wir darwinisch betrachten wollen, weitaus mehr Beispiele für gegenseitige Hilfe zu allen möglichen Zwecken, als isoliert lebende Tiere, die immer nur darauf lauern, ihre noch blutigen Zähne ins Fleisch neuer Opfer des Kampfes ums Dasein zu schlagen. Wir dürfen nur bei solcher Betrachtung nicht vergessen, daß wir heute nach mehr als dreihundert Jahren alter „Schießpulver- und Jagd-

kultur“ bei uns nur noch spärliche Überreste jener Tiervereinigungen antreffen.

Auch die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes weist in den frühesten Stufen, die uns bekannt sind, eindeutig darauf hin, daß auch hier der brutale „Kampf ums Dasein“ längst abgelöst worden ist durch das Zusammenwirken und die gegenseitige Hilfe. Es wird uns bald klar, daß ein Geschöpf, das so hilflos ist, wie es der Mensch in seinen Anfängen war, seinen Schutz und seinen Weg zum Fortschritt nur gefunden haben kann im gegenseitigen Beistand. Zwar sind wir in solcher Betrachtung noch nicht sehr weit fortgeschritten, denn was wir ja heute von der Volksschule an bis zur Universität hinauf von der Geschichte der Menschheit lernen, ist fast ausschließlich nur Kriegsgeschichte und so wird der Schluß nahegelegt, als sei die Menschheit auch heute noch nichts anderes als eine lose Ansammlung von Einzellebewesen, die immer bereit seien, miteinander zu kämpfen. Gerade auch der letzte Weltkrieg gibt ja solchen verzweifelnden Unglückspropheten scheinbar recht. Dennoch weisen schon die frühesten Spuren des Menschen, die wir aus der Eiszeit und den ersten Stufen nach derselben kennen, unzweifelhaft darauf hin, daß die Menschen schon damals in Gesellschaft lebten. Sie kannten schon die Vorteile des Zusammenlebens, der Gemeinschaft, als sie noch nicht imstande waren, nur das gröbste Handwerkszeug oder Waffengerät anzufertigen. Ihre Höhlen sind oft wie Stockwerke übereinander gebaut und setzen bereits ein hohes Maß gegenseitiges Vertrauen voraus. Eine viel spätere Entwicklungsstufe, deren Überreste wir in den Pfahlbauten bei uns in der Schweiz vorfinden, zeigt uns wieder die Wirksamkeit des Prinzips der gegenseitigen Hilfe. Diese Pfahlbauten-Dörfer hätten von Einzelnen gar nicht ausgeführt werden können. Ganz ähnliche Beobachtungen machen wir bei den sogenannten primitiven oder wilden Völkern der Gegenwart. Sie bewohnen bekanntlich jene Außenteile der Kontinente, welche heute physikalisch-klimatisch meist noch die Verhältnisse der längst vergangenen Steinzeit unserer Gegenden aufweisen. Handwerkszeug und Gerät dieser Wilden, der Eskimos auf den arktischen Zonen der nördlichen, der Papuas, Feuerländer und Buschmänner auf denen der südlichen Halbkugel, gleichen denn auch auf das auffälligste den Funden aus der Steinzeit unserer europäischen Gegenden. Trotz den Rasseverschiedenheiten und den Entfernung, die heute diese Wilden voneinander trennen, weisen ihre Lebensgewohnheiten eine auffällige Ähnlichkeit auf. Auch bei diesen sog. Wilden

lassen sich die Wirkungen des Prinzips der gegenseitigen Hilfe in einer ganzen Reihe von planmäßigen sozialen Einrichtungen nachweisen.

Aus der Stammesgemeinschaft der Steinzeitmenschen entstand allmählich die Dorfmark als Weiterentwicklung der sozialen Einrichtungen und Bräuche, wie Gemeindearbeit, öffentliches Gerichtsverfahren, Ordnung des Privatrechtes, der Gemeinschaftspflichten u. s. w. Es folgten die Städte- und Staatengründungen, die Organisation der Gattungsverhältnisse. Obwohl die Familie, eine Wirkung des Christentums, zwar als ein Gebilde relativ später Zeiten erscheint, so dürfen wir uns dennoch keineswegs vorstellen, daß die frühere Stammesgemeinschaft ein loser Haufe von Männern und Frauen und Kindern gewesen sei, die sich nur aus augenblicklicher Laune oder zufällig und unordentlich zusammengefunden hätten. Der Trieb zur gegenseitigen Hilfe, zum Zusammenwirken zum Zwecke des Gemeinwohls ging diesen Gesellschaftsformen nie verloren, er diente im Gegenteil immer als Schutz davor, daß ein einzelner Mensch, zufällig zur Macht gelangt, diese Macht gegen das Interesse der Gemeinschaft lange hätte mißbrauchen können. Dieser Trieb hat in der Geschichte aller Völker Eisen gesprengt. Und was sind denn die heutigen Vereine, Gesellschaften, Genossenschaften anderes als eben aus jenem gleichen Prinzip des Zusammenwirkens entstandene Formen von vereinigter Tätigkeit auf allen möglichen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens. —

Es lag mir daran, wenigstens anzudeuten, daß wir alle, die wir in irgend einer Weise soziale Arbeit tun und gerade den Schwachen und Gefährdeten der Gesellschaft zu helfen bestrebt sind, uns ganz und gar nicht im Gegensatz zu einer so hoch gepriesenen Naturwissenschaft befinden. Die Vorwürfe der Humanitätsduselei, der süßlichen Sentimentalität vermögen uns nicht zu treffen und wir bedürfen des Mitleides nicht, das man uns „Schwärmern“ und „Idealisten“ und wie die Spottnamen jener sogenannten naturwissenschaftlich Denkenden alle heißen mögen, entgegenbringen will. Ich wiederhole, daß wenn wir auch für uns selbst eine ganz andere Grundlage für unsere Fürsorgearbeit errungen haben, als den Darwinismus, wir uns anderseits doch jene kreditschädigende moderne Raubtier-Philosophie nicht gefallen lassen sollen. Wir sind imstande, wenn es verlangt wird, den Sinn und die Notwendigkeit unserer Fürsorgearbeit auch naturwissenschaftlich zu begründen. —

Viel rascher werden wir nun mit einer anderen Sorte von Gegnern unserer Arbeit fertig sein, den Pessimisten, welche uns den Nachweis liefern wollen, daß unsere Arbeit nichts nütze. Die Menschen, so sagen sie, sind von Natur schlecht und das Gute wird nur so weit getan, als es wieder dem eigenen Interesse nützt. Der Menschheit ist nicht zu helfen. Wir müssen solche verzweifelte Betrachtungen verstehen lernen. Sie werden von Menschen ausgesprochen, die aus einem engsten Gesichtswinkel, getrübt durch bitterste Erfahrungen, urteilen, ja die zuletzt nur sich selbst sehen und die ganz allein von der Gegenwart leben. Diese Menschen sind zahlreich, sehr zahlreich und gehören nach meinem Dafürhalten selber zu den Fürsorgebedürftigen, weil sie Kinder der Zeit sind, Geist vom Zeitgeist. Wir werden sie also nicht als Gegner behandeln dürfen, sondern versuchen, ihnen auf die gleiche Weise zu helfen, wie wir in schwachen Stunden uns selbst zu helfen bestrebt sind. Eine weitere Gruppe von Einwänden gegen die soziale Arbeit stammt aus der Politik. Man wirft uns vor, daß wir mit der Fürsorgearbeit den Gesunden die Mittel wegnehmen, daß wir ferner einer dem Untergang geweihten Gesellschaftsform, dem Kapitalismus, Gefolgschaft leisten. Alles Elend der Welt, vom mutterverlassenen Säugling bis zum verstoßenen Greis, sei Ausfluß eines falschen Staatsprinzipes. Wir erschwerten den Umsturz dadurch, daß wir die Sünden der heutigen Gesellschaft, die Folgen des Kapitalismus, die Armut und Besitzlosigkeit, verbergen und verkleistern. Der Blutsauger der Massen, der Kapitalist, gebe uns ja gerade darum ein Weniges von seinem unrechtmäßigen Besitze ab; er sehe es gerne, wenn wir mit derartiger Fürsorgearbeit die Folgen der falschen Gesellschaftsordnung abschwächen oder bemänteln. Man will so unsere Arbeit als widersinniginstellen, man belächelt oder beschimpft uns. Was hat es für einen Sinn, Krippen für Säuglinge einzurichten, deren Mütter durch den Kapitalismus entreichtet wurden, was für einen Sinn, Erziehungsanstalten zu betreiben für verwahrloste Kinder, deren Eltern einzig infolge von unbilliger Ausnützung und Armut ihre Erzieherpflichten nicht erfüllen konnten? Die Wirkung solcher Verkennung unserer Arbeit, wie sie sich namentlich in einem gewissen Teile der sozialistischen Presse findet, darf freilich nicht überschätzt werden. Diese Kampagne gegen die Fürsorgearbeit ist meist verknüpft mit einer ins maßlose gesteigerten Ungerechtigkeit und wird als solche von den gemäßigten Lesern, die noch immer die Masse ausmachen, auch instinktiv erkannt.

Anderseits wollen wir selbst aber nicht vergessen, daß gerade diese Angriffe auf die Fürsorgearbeit uns, wenn auch meist ungewollt, einen großen Dienst leisten. Sie machen uns auf Gefahren aufmerksam, die wir leicht übersehen in unserem Arbeitseifer. Wir haben ja eingangs bereits darauf hingewiesen, daß vielfach tatsächlich verwerfliche Motive bei der Zuweisung von Geldmitteln für Fürsorgearbeit mitbeteiligt sind. Es ist bekannt, daß Spenden für gute Zwecke in der Meinung gegeben werden, durch solche öffentlichen Demonstrationen einer Opfergesinnung bestimmte Übeltaten zudecken zu können, gewisse Geschäftspraktiken zu bemänteln. Nicht selten auch werden Vergabungen gemacht, um ein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Milde Gaben sind für Viele die bequemste Gelegenheit, sich von ernsten Verpflichtungen der Gesellschaft, den Nächsten gegenüber, loszukaufen. Ich weiß von einem Fall, wo eine reiche Erbmasse dadurch die Höhe der Nachsteuer ganz beträchtlich herabzumindern vermochte, daß sie durch ihren Anwalt dem Kanton vorschlug, für verschiedene Fürsorgeeinrichtungen Geld zur Verfügung zu stellen. Das Interessanteste an dem Fall ist aber, daß man auf diese Vorschläge für einen ganz durchsichtig unsauberen Handel einging und viel Rühmen anhob über die soziale Gesinnung jener lachenden Erben.

Die größte Gefährdung jener linkspolitisch orientierten Angriffe auf die Fürsorgearbeit erkennen wir jedoch in der volkserzieherisch ganz und gar verwerflichen Irreführung der Massen. Die Fürsorgebedürftigen werden dazu verleitet, alle Schuld des Elendes und der Armut auf einer Seite zu suchen und zwar immer außerhalb sich selbst. Wir vermuten zwar, daß auch viele Leiter jener Politik und ihrer Presse von diesem Vorurteil ganz und gar befangen sind. Man vergißt, daß es auch in der heutigen, gewiß recht sehr unvollkommenen Wirtschaftsordnung immer wieder einer großen Zahl Mittelloser gelingt, ein geordnetes Leben zu führen, vorwärts zu kommen; durch Sparsamkeit, Bescheidenheit, Mäßigkeit und Arbeitswilligkeit ihre Kinder bereits in den sog. Mittelstand einzuführen. Die persönliche Tüchtigkeit ist eben ein unabdingtes Erfordernis für eine geordnete, freie Lebensführung, für die soziale Brauchbarkeit eines Menschen. Dazu muß, soll die Welt besser werden, freilich eine Erleichterung der Lebensbedingungen kommen, die die Entfaltung der persönlichen Tüchtigkeit immer besser ermöglicht. Wie groß aber ist der Irrtum, der darin besteht, daß man alle Schuld am Elend, an der Verwahrlosung und an der Verarmung nur in

äußerem wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen sucht. Ohne die persönliche Tüchtigkeit wird ja auch der Reiche bald wieder alles verloren haben. Die Erfahrung lehrt, daß der Abstieg immer viel rascher erfolgt, als der Aufstieg. Wenn aber die äußeren Lebensumstände allein an der Verelendung schuld wären, wie wollte man denn erklären, daß Reiche überhaupt wieder verarmen oder verbrecherisch werden, daß anderseits Arme innert einem sehr geringen Zeitraum auf einwandfreie Weise zu Wohlstand gelangen? Man spricht in den letzteren Fällen so gerne vom „Glück haben“. Wenn wir jedoch dieses „Glück“ untersuchen, so besteht es, ausgenommen ganz seltene Fälle der Erbschaft, eben doch zumeist aus der persönlichen Tüchtigkeit des Glücklichen. —

Wir erkennen also in der politisch orientierten Polemik gegen die Fürsorgearbeit zum mindesten eine große Einseitigkeit der Betrachtung der Dinge neben einer Ungerechtigkeit, welche entweder bewußt volksverführerisch ist oder aber von blindem Fanatismus zeugt. —

Alle Motive der sozialen Arbeit und auch die Anfeindungen, welche wir bisher kennen gelernt haben, sind trotz der großen Verschiedenheit durch ein gleiches Merkmal zu kennzeichnen: Sie alle liegen in den mehr oder weniger hoch einzuschätzenden Interessen desjenigen, der die soziale Arbeit selbst tut oder dafür mindestens die Mittel zur Verfügung stellt. Wir könnten diese Motivierung die egozentrische, d. h. am eigenen Ich orientierte nennen. —

Davon unterscheidet sich nun jene andere Gruppe von Beweggründen für soziale Gesinnung und Handlung, die das Interesse der Gesellschaft, der menschlichen Gemeinschaft in den Vordergrund stellen. Ähnlich wie bei den Egoisten, gibt es hier zunächst eine Art von Motiven, die ihre letzte Wurzel in der gemeinsamen Angst vor den Armen und Verwahrlosten hat. Man befürchtet die Störung der öffentlichen Ordnung und die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und verlangt darum die Versorgung aller Unzufriedenen, der Armen und Verwahrlosten, die man auch als asozial und antisozial bezeichnet. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Fürsorgemaßnahmen aufzufassen als rein äußerliche Schutz- und Abwehreinrichtungen. Diese Auffassung ist sehr verbreitet und kommt immer wieder zu beredtem Ausdruck, wenn ein Verwahrloster ein Unglück angerichtet hat: Macht ihn unschädlich! wird gefordert.

Eine ethisch wohl höher zu bewertende Weltanschauungsform leitet die Notwendigkeit der sozialen Arbeit her aus dem

Gemeinschaftspflichtgedanken. Der Zusammenschluß der Menschen zu einer geordneten Gemeinschaft gewährt den einzelnen Menschen große Vorteile; vereinte Kraft macht stark und vermag Aufgaben zu lösen, die die Einzelnen allein nie zustande brächten. Darum, so folgert man, ist der Einzelne der Gemeinschaft für jene Vorteile auch tributpflichtig. Einmal muß er seinen Teil der Kosten für die gemeinsamen Einrichtungen tragen, wie Schule, Post, Eisenbahn, Straßen, Sicherheitspolizei u. s. w. Diesen Tribut bezahlt der Einzelne in Form von Steuern. Zu diesen gleichen Lasten, wenn auch zu den unbeliebtesten, gehört nun auch die Armen- und Verwahrlostenfürsorgesteuer. Die Einsichtigen erkennen, daß es keine Wirtschafts- und Verwaltungsform je geben kann, die eine Verarmung ganz unmöglich macht. Immer, der Staat kann noch so freiheitlich sein, wie es praktisch nur denkbar ist, immer werden gewisse Menschen sich in dieser Ordnung nicht zurecht finden. Sie werden auf Grund körperlicher oder geistiger Defekte verarmen und verwahrlosen. Die Armen sind gleichsam eine notwendige Folge der menschlichen Vergesellschaftung. Darum auch ist die Gesellschaft verpflichtet, diesen Armen zu helfen, das heißt, sie zu versorgen. Wir begreifen, daß diese Art der Motivierung und diese Weltanschauung dazu kommt, die gänzliche Verstaatlichung aller Fürsorge zu fordern. Sie entspricht einer solchen Denkweise durchaus. Wir werden jedoch noch Anlaß haben, dieser Auffassung auf das bestimmteste entgegenzutreten. Bei jeder Verstaatlichung wird die Pflichtleistung jedes Einzelnen der Gemeinschaft gegenüber entsittlicht und verwandelt in ein bloßes Steuerzahlen. Man will denn auch heute nicht sozial arbeiten, d. h. handeln, sondern sich mit einer Steuer auf bequeme Weise einer hohen Menschenpflicht ganz und gar entziehen.

Nun kennen wir in den gröbsten Hauptzügen bereits zwei Arten von Motiven der sozialen Arbeit: Die egozentrische und soziologisch-wirtschaftliche Begründung. Beiden Auffassungen ist ein negatives Merkmal gemeinsam. Sie gehen nicht aus von den Armen und Verwahrlosten selbst, sondern sie haben entweder das eigene Interesse oder aber das Interesse der Gesellschaft bei der Fürsorge im Auge. Die lange Reihe dieser Motive geht darum aus von der Angst vor den Armen, sie führt über alle jene niedrigen Motive der Spekulation, der Klugheit und endet schließlich bei der Theorie von der Nützlichkeit und vom notwendigen Übel. —

Solche Motivierungen nun vermögen uns nicht zu befriedigen und zwar gerade deswegen, weil sie nicht von den

Interessen der Armen und Verwahrlosten selbst ausgehen. Klugheit und Nützlichkeit als Beweggrund zu einer Handlung ist ethisch nicht hoch zu werten, umgekehrt haben Klugheits- und Nützlichkeitserwägungen nie große, edle, oder gar religiös starke Handlungen hervorzubringen vermocht.

Damit sind wir nun beim Kernpunkt unserer heutigen Betrachtung angelangt. Es kommt zuletzt darauf an, als was ich meinen Nächsten, der ja auch der Fernste sein kann, betrachte und einschätze. Wenn ich in ihm einen im tiefsten Sinne des Wortes Gleichberechtigten erkenne und anerkenne, einen Bruder und eine Schwester, so muß ich bestrebt sein, ihm immer dann zu seinem Rechte zu verhelfen, wenn irgend ein Anderer, oder die ganze Gesellschaft es ihm vorenthält oder wenn er es auf Grund eigener Schwäche nicht selbst wahrnehmen kann. Jeder gesunde Mensch ist nun ausgestattet mit einem Gefühl, das ihn auf diesen Weg weist: Es ist das Mitgefühl, das Mitleid und die Mitfreude. Damit eng verbunden ist das Gefühl der Verantwortlichkeit für den Nächsten. Wer glauben kann, erkennt in diesem Gefühl jene Gottesgabe, die den Menschen so hoch über das Tier hinaushebt. Wer nicht glauben kann, vermag doch die Tatsache des Vorhandenseins dieses Gefühls nicht zu leugnen. Ich sagte, daß jeder gesunde Mensch so empfinde. Ich bin mir jedoch wohl bewußt, was man mir entgegenhalten wird, nämlich daß bei einem sehr großen Teil der Menschen, insbesondere gerade heute, nicht viel oder gar nichts wahrzunehmen sei von einem solchen Mitempfinden und Verantwortlichkeitsgefühl. Ich muß es zugeben. Aber ich meine, daß es nicht schwer fällt, die Erklärung für diese tiefbetrübende Tatsache zu finden. Wir müssen sie suchen im heutigen Zeitgeist. Der Materialismus, die Glücks- und Genußphilosophie, welche aus einer außerdentlich starken Überschätzung des Verstandeslebens und einer fast gänzlichen Vernachlässigung der Pflege des Gefühlslebens im Menschen entstanden ist, hat jene ursprüngliche Gabe des Mitgefühls und des Verantwortlichkeitsgefühls für den Nächsten in hohem Maße in uns verkümmern lassen. Die heutige Welt lehrt uns, angefangen in der Schule schon und erst recht im täglichen Leben, daß uns der Andere, der Nächste nichts angehe. Als unsere Hauptaufgabe wird uns, wieder in der Schule schon, dargestellt die Sorge um unser höchst eigenes Fortkommen. Wir sollen trachten, daß wir es zu „etwas“, das heißt, zu recht viel bringen im Leben. Daß wir bei solchem Streben nach Eigennutz dem Andern gerade schaden sollten, daß wir ihn z. B. direkt bestehlen

dürften, wird zwar nicht ausdrücklich gefordert oder gelehrt. Aber es ist doch die allgemeine Einstellung, daß solche Rücksichtslosigkeit, die Hintersetzung und Durchkreuzung der Interessen des Andern, wenn vielleicht bedauerlich, so doch erlaubt, ja oft notwendig sei. Aus eben dieser Einstellung werden wir ja auch wieder angehalten, dafür einen gewissen Ablaß zu bezahlen, ein gutes Werk oder Werklein zu tun, einen gewissen Prozentsatz des Erreichten abzugeben für gemeinnützige Zwecke.

Mit überraschender Deutlichkeit aber erkennt selbst ein so modern denkender Mensch das tief Unsittliche seines Verhaltens in folgendem Beispiel: Ein Blinder geht auf einen Abgrund zu, wenige Schritte trennen ihn noch und im Augenblick muß er in die Tiefe stürzen und dort, elend zerschmettert, umkommen. Was würden wir von einem Zuschauer sagen, der mit verschränkten Armen daneben steht, sehend ist, das Unglück vorauszusehen vermag und der nicht warnend ruft, nicht hinzueilt mit der Begründung: Es geht mich nichts an und „man soll sich nicht in die Angelegenheiten Anderer einmischen“. Wir nennen einen solchen Menschen einen Unmensch. Wir empfinden das Unnatürliche dieses Verhaltens, empfinden auch mit unabweisbarer Eindringlichkeit, gleichsam instinktmäßig, was ein wahrer Mensch in diesem Falle zu tun hat.

Dieses anschauliche Beispiel macht uns klar, wie oft wir unsere menschliche Aufgabe am Nächsten versäumen. Gewiß, die Verhältnisse liegen nicht immer so einfach vor uns. Die Gefahren, von denen der Nächste umgeben ist, sind nicht immer so unmittelbar anschaulich. Ja, wie viele der körperlichen und namentlich der seelischen Gefahren, die uns selbst umgeben, vermögen wir nicht wahrzunehmen, rechtzeitig zu erkennen. Wir werden ja auch, was uns selbst angeht, allermeist erst durch Fall und Schaden klug.

Wenn wir jenes Bild des körperlich Blinden übertragen auf das Gebiet des seelisch-sittlichen Lebens und jenen äußeren, objektiven Abgrund auf die Untiefe, die verderbenbringenden Schlünde, welche uns umgeben, dann erst vermögen wir einzusehen, welche Aufgaben und Pflichten wir täglich an uns und an Andern versäumen. Welch schreckhaftes Zerrbild erkennen wir so plötzlich in grellstem Schlaglicht, wenn wir die moderne Weltanschauung, den Zeitgeist von diesem Gesichtspunkte aus betrachten.

Unsere heutige Zeit ist ganz und gar rationalistisch, vernünftig. Wir tun nur das, was uns nützen kann, uns materielle

Vorteile zu bringen verspricht. Wie der Einzelne ausschließlich auf seinen Profit abgerichtet wird, so sind heute auch die leitenden Motive in der menschlichen Gesellschaft im besten Falle nur sog. Vernunfts- oder Nützlichkeitsprinzipien. Wie im Leben des Einzelnen die Herzensangelegenheiten, d. h. die gefühlsmäßigen Bedürfnisse schon in früher Jugend zurückgedrängt werden und darum in hohem Maße unbefriedigt bleiben, so hat auch der heutige Alltag keinen Platz und keine Duldung mehr für Herz und Gemüt. Aber die menschlich-seelische Natur lässt sich nicht ungestraft derart vergewaltigen. Es ist in uns eine wahre Gefühlshunlersnot entstanden und sie bringt den Einzelnen zu verzweifelten Handlungen, die seine Seele gefährden, verderben. Er sucht auf Schleichwegen seinen Hunger nach gefühlsmäßigem Erleben zu stillen, er geht ins Kino, er liest Schundliteratur, er „belustigt“ sich in plumpster, ja roher Form, er sucht im Alkohol „Zerstreuung“ und „Trost“. So tragen auch die allermeisten der heute in Mode stehenden Feste und gesellschaftlichen Anlässe zu Vergnügungszwecken den Charakter der ungesunden Hast und der Unmäßigkeit. Wie eine elementare Gewalt bricht sich der lang zurückgehaltene Gefühlshunger Bahn quer durch die noch so hoch entwickelte Verstandeskultur und richtet wahre Verheerungen an. In weiten Kreisen hat selbst die Kirche dieser falschen Richtung des Genußlebens nicht mehr Einhalt zu bieten vermocht, eben dort, wo auch sie allzu viel nur dem Verstande dient. Wir müssen bitter Buße tun für jene große Sünde an der menschlichen Seele, für die einseitige Bevorzugung des Verstandeslebens und die Vernachlässigung der übrigen seelischen Eigenschaften und Bedürfnisse: Glaube, Hoffnung, Liebe. Erfreulicherweise erkennt man diese furchtbare sittliche Allgemein-Erkrankung der heutigen Menschheit immer deutlicher und so ist wohl zu hoffen, daß wir auch die Wege wieder finden, die zu einem harmonischen Seelenleben führen. Die heutige Gefühlsverödung weiter Kreise des Volkes, der reichen und der armen Menschen ist das Zeichen der Zeit, aber ebenso deutlich tritt bereits in Erscheinung die Umkehr. Wohl wird die Menschheit noch bittere Buße weiter tun und viele Umwege gehen müssen. Der Weg aufwärts aber kann nach meiner Überzeugung kein anderer sein als der, der die Grenzen der Wissenschaft erkennen lässt und uns zu den reinen Quellen des Glaubens zurückführt.

Die Fürsorgearbeit in jeder Art hilft uns jenen Weg finden und bereiten. Denn sie ermöglicht uns, edle Gefühle auszubilden und sie durch Taten zu entwickeln und wach zu

halten. Dies kann jedoch nur jene Fürsorge und jene soziale Arbeit bewirken, welche sich gründet auf das dem Menschen eingebogene Gefühl des Mitleides und der Mitverantwortlichkeit für den Nächsten, für den Mitmenschen. Diese gefühlsmäßige Begründung der sozialen Arbeit hindert jedoch keinesfalls, daß wir bei der Durchführung der Arbeit auch den Verstand mitwirken lassen. Er muß uns lehren, das Herz am rechten Orte auszugeben und das nur Verstandesmäßige auch mit dem Verstand zu tun. Auf diese Weise vermeiden wir am besten die Gefahr, einer ungesunden und unzweckmäßigen Schwärmerei zu verfallen, die uns hilflos auch allen Betrugsvorwürfen der Armen und Verwahrlosten aussetzt und ausliefert.

Die Mitwirkung des Verstandes muß uns auch vor Überleifer und taktlosen Übergriffen bewahren. Man hat der Fürsorge schon vorgeworfen, daß sie ein unstatthaftes, mit dem Begriff der persönlichen Freiheit eines Menschen nicht zu vereinbarender Eingriff in die Rechte und Pflichten des Einzelnen darstelle. Kurz, man hat gesagt, daß wir kein Recht zur Ausübung der Fürsorgetätigkeit hätten. Solche Meinungen werden belegt durch allerhand tatsächlich immer wieder vor kommende Übergriffe. Es gibt Fürsorger, die alle Menschen am liebsten wie Kinder behandeln und am Bande führen möchten. Sie würden, hätten sie die Macht, dem Menschen so viele Wege zusperren, daß ihm gar nicht mehr die Möglichkeit bliebe, nebensätzlich zu gehen. Es ist aber die hohe Bestimmung des Menschen, daß er frei ist, das Böse ebenso tun zu können wie das Gute. Wenn wir als oberste Aufgabe der Fürsorge nur erkennen wollen, Arme und Verwahrloste, welche ja nicht mehr, weder wirtschaftlich noch sittlich, frei sind, wieder zur inneren und äußeren Freiheit des Handelns zu führen, dann bleiben wir am sichersten vor solchen Übergriffen in die persönliche Freiheit des Einzelnen bewahrt. Wer jene wirtschaftlich-sittliche Unabhängigkeit besitzt, ist ja auch nicht fürsorgebedürftig. —

Von größter Bedeutung ist nach meiner Überzeugung gerade heute die Mitarbeit der Frauen in der Fürsorge. Unter jener Intellektualisierung und Materialisierung des individuellen und des gesellschaftlichen Lebens unserer Zeit haben insbesondere die Frauen furchtbar gelitten. Jene moderne Entwicklung hat die Mitwirkung der Frau an der Gestaltung unseres Lebens immer mehr ausgeschaltet. Unser Zeitgeist ist ganz und gar männlich in dem Sinne, daß er dem Verstande die ausschließliche Herrschaft gewährt. Die Frau aber, deren Ur-

bestimmung die altruistische Einstellung ist, kam in dieser zum Erfrieren kalten Welt des Verstandes ganz und gar zu kurz. Sie fand selbst im häuslichen Kreise, in der Familie und erst recht im weiteren Gesellschaftsleben immer weniger Gelegenheit, ihre seelischen Fraueneigenschaften, eben das Gefühlsmäßige, auszuwirken. Dieser Umstand trägt mit die Hauptschuld an der Unausgeglichenheit der seelischen Verfassung unserer menschlichen Gemeinschaft. Als Frauenrechtsbewegung aber wollen wir nicht eine Stimmrechtsbewegung, sondern das angeborene Bestreben der Frauen erkennen, mit der Seele ganz Frau sein zu dürfen. In diesem Sinnen fehlt uns heute die Frau, ja die Welt schreit nach der Frau.

Die soziale Arbeit nun bietet insbesondere den ledigen Frauen solche Wirkungsmöglichkeiten in reichster Fülle und in verschiedenartigsten Formen. — Unsere bisherige Betrachtung hat uns weite Wege an den verschiedensten Theorien vorbeigeführt. Vielleicht wird die Meinung sein, daß solche Überlegungen ja gar nicht nötig seien für denjenigen, dem das wahre Motiv der sozialen Arbeit gegeben ist in der Lehre Christi: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Ich verstehe diese Auffassung und halte dennoch für nützlich, ja unumgänglich notwendig, daß wir von Zeit zu Zeit aufschauen von dem Weg, auf dem wir täglich gehen. Einmal wird die Fürsorgearbeit in der heutigen Zeit sehr viel angefeindet, ihr Wert in Frage gestellt. Da scheint es mir notwendig, daß wir uns durch keinerlei, auch noch so hoch wissenschaftlich tönende Gegenargumentation betören lassen. Ich weiß aus Erfahrung und könnte es durch kummervolle Zuschriften, die ab und zu an uns gelangen, beweisen, daß selbst längst im Beruf Stehende nicht gefeit sind vor Anfechtungen, entstanden durch irgend eine der hier kurz dargestellten Theorien. Aber ebenso oft, nein viel öfters machen wir die andere Erfahrung, daß gar viele sich zur sozialen Arbeit melden und darin Stellung suchen und finden, ohne ein starkes inneres Motiv. Äußere Vorteile der Stellung vermögen hier zwar selten eine große Anziehungskraft auszuüben, dagegen besteht namentlich bei Frauen doch manchmal die recht eigennützige Hoffnung auf eine sichere Versorgung. Nicht selten wirkt auch mit die Neigung, entweder der bösen, harten Welt, oder gar sich selbst und seiner eigenen Seelennot zu entfliehen in weit abgelegenen Anstalten. Sie wollen blindlings sozial arbeiten, um nicht zu verzweifeln.

Wir haben die Pflicht, bei jeder Gelegenheit darauf mit aller Bestimmtheit hinzuweisen, daß auch solche Motive irreleiten und bittere Enttäuschungen mannigfacher Art zur Folge haben.

Die soziale Arbeit ist eine schwere Arbeit, sei ihre Art nun, wie sie auch sei. Oft kommen Frauen und Männer zu uns mit dem Ansinnen: Ich möcht auch e chli sozial arbeite! Man kann solchen Wünschen nicht ernst und bestimmt genug entgegentreten, denn man kann im Grunde nie „e chli“ sozial arbeiten. Im Interesse dér Berufsauffassung aller derer, die in der Fürsorge tätig mitarbeiten, muß solcher Zuzug ferngehalten werden. —

Wer sich zur Fürsorgearbeit berufen fühlt, prüfe sich recht und prüfe jeden Tag. Einem andern Menschen helfen zu wollen, setzt voraus, daß man zu solchem Tun selbst würdig sei. Niemand darf von sich behaupten, daß er mehr sei als der Andere; in dem Augenblick, wo er diese Meinung hat, betrügt er sich selbst. Wie ungeheuer schwer ist es doch, gerade heute den rechten Weg für sich selbst zu wissen und wie viel schwerer noch, ihn Andere weisen zu wollen. Und in der Tat, wir müssen es bekennen, daß gar viele Selbstgerechte, allzu Selbstgerechte am Werke sind. Wir lassen uns im Besitze äußerer Vorteile, die wir oft gar nicht selbst errungen haben, durch allerlei Tradition, Vorurteil und durch bloßes Wortchristentum zu solcher Selbstsicherheit den Hilfsbedürftigen gegenüber verleiten. Sind wir nicht alle zuletzt und in den wichtigsten Fragen täglich wieder den schwersten Anfechtungen ausgeliefert, müssen wir nicht immer wieder unsere innere Harmonie erkämpfen, indem auch wir unsere eigene Hilfsbedürftigkeit spüren? Und wie oft erliegen wir in diesem Kampf!

Darum muß alle soziale Arbeit beginnen mit der Selbsterziehung und diese Selbstprüfung in Ehrlichkeit und Bescheidenheit darf nicht mehr aufhören. Wir wollen täglich Bilanz machen im eigenen Herzen, sollen wir nicht innert kurzer Zeit eine ganz falsche Rechnung in uns selbst vorfinden. Der Hilfsbedürftige, der Arme und Verwahrloste beobachtet uns, ohne daß wir es oft merken, ganz genau. Wehe uns, wenn er über kurz oder lang zu dem Schlusse kommen muß, daß wir nur Tugendbolde, aber keine wahren Helfer sind. Es gibt Fürsorger, die meinen, der Hilfsbedürftige habe kein Recht, seinen Helfer zu erkunden; oft wieder denken sie: Es ist ja noch ein Kind!, oder: er ist ja schon so alt!, oder: er ist froh und muß dankbar sein um alles, was ihm geboten wird. Solche Meinung ist ein Verrat an der heiligen Sache der Fürsorge und zugleich ein furchtbarer Selbstbetrug. Auch für den Armen und Hilfsbedürftigen ist im wohlverstandenen Sinne nur das Beste, was wir zu bieten vermögen, gut genug.

Oder wer wagt es, einem Dürstenden faules, verdorbenes Wasser anzubieten?

Je besser wir erkennen, daß wir selbst auch schwache Menschen sind und daß wir ohne einen Beistand nicht auskommen, umso besser sind wir vorbereitet für die soziale Arbeit. Das nimmermüde, täglich wachsame Bestreben zur Selbsterziehung und das Bewußtsein von der Größe der Verantwortung, die jeder empfinden muß, der einem andern helfen will, geben uns allein das Recht, Fürsorger zu sein. So wird aber auch die Fürsorgearbeit auch für uns selbst zum Segen, denn sie hilft uns selbst durch tägliche Einkehr und Aufschau vorwärts und aufwärts. Wir vermögen dann erst in Bescheidenheit zu ahnen, welche letzte, welt- und menschheiterlösende Wahrheit und Heilswirkung eingeschlossen ist in den Worten Christi: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ —

Liebe Hausmütter und Hausväter! Gestatten Sie mir diese vertrauliche Einleitung meines Schlußwortes. Es ist mir ein herzliches Bedürfnis, diese schlichten und so inhaltsreichen Worte auszusprechen, indem ich Sie grüße und Ihnen danke. Wie wohltuend ist der Klang „Hausmutter“, „Hausvater“ im Vergleich zu dem gelehrten Wortschwall der mancherlei Theorien, die ich Ihnen soeben in groben Zügen vorzuführen hatte in dem Bestreben, eine Antwort zu finden auf die Frage: Welchen Sinn hat heute die Fürsorgearbeit. Ich hoffe, daß Ihre freundliche Geduld, mit der Sie meinen Ausführungen gefolgt sind, Sie nicht reuen wird.

Täuschen wir uns nicht. Der moderne Zeitgeist, der zerfressende und zersetzende, er umschleicht auch Euere, noch so wohl und weit im Land verborgene Anstalt. Er findet Zugang zu Erziehern und Zöglingen, verhetzt und macht kleink müdig. Wie wichtig ist es darum, daß Hausmutter und Hausvater die Gefahr erkennen und daß sie selbst wissen, wie wenig der moderne Intellektualismus vermag über unsere Arbeit, wenn wir nur selbst stark bleiben in der Überzeugung, daß auch von der Fürsorgearbeit immer und besonders heute gilt:

„Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus!“